Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 18. 7. 1937 | Nr. 29

Pflicht des einzelnen in der Gemeinschaft.

Es ist schon spät in der Nacht, als die große Versammlung sich auflöst. Ein breiter Menschenstrom wälzt sich aus dem Portal. In das dumpfe Brausen der Stimmen und Tritte mischen sich die Akzente der Zerteilung — klingelnde Radler, Motorengeknatter, Wettgesang der Autos, Omnibusse und Bahngeläut. Die auseinandergehende Menge gibt wieder den einzelnen frei, der sich nun eilends entfernt, ein Sendbote der neuen Gedanken, die er an diesem Abend vernommen hat.

An der Endstation trennt sich der letzte Bekannte von mir. Meine Schritte hallen die menschenleere Straße entlang. Noch eben, in der Versammlung, war ich getragen von der Woge der allgemeinen Begeisterung. Jetzt ist es anders, ich trage mich selbst, frage mich selbst, denn hier ist niemand außer mir. Was ich vorhin gehört habe, liegt mir jetzt mit voller Schwere im Sinn, da die Hunderte fern sind, die mit mir im Beifallssturm rauschten. Es ist merkwürdig mit einem großen Gedanken. Wenn wir ihn gemeinschaftlich aufnehmen, scheint er uns leicht. Nachher, wenn wir auseinandergehen, muß ihn jeder allein tragen, jeder den ganzen Gedanken. Darauf muß man sich verlassen können, sonst wäre alles vergeblich. Ohne Alleinschaft keine Gemeinschaft.

Den Rest meines Heimwegs kürze ich ab und gehe, die Straße verlassend, quer durch ein Gehölz. Tief im Dunkel raschelt ein Tier über welke Blätter. Alles Lebendige sucht seinen Weg. Hin und wieder gebrauche ich die Taschenlampe, damit ich schadlos zwischen den Bäumen hindurchkomme und zurückfinde nach Hause. Das Tier da unten findet sich ohne Laterne zurecht in der Welt von Hindernissen, in die es gestellt ist. Welche Sicherheit, welche Unverdrossenheit in seiner betriebsamen Lebensart!

Unser Dasein aber, ein Erbstück vieltausendjähriger Vorarbeit, ist mit Problemen beladen, die wir nicht abschütteln können. Unsere Schritte begleitet der Zweifel, ob wir auch die richtige Richtung haben. Wir müssen uns fortwährend vergewissern, wo wir sind. Darüber hinaus müssen wir uns klar sein, wohin wir wollen. Immer wird Richtung und Ziel von uns verlangt, solange wir hier unterwegs sind.

Der Mensch hat ein besonderes Mittel ausgebildet, um seine Lebensaufgabe mit dem Ziele rastlosen Weiterstrebens zu lösen. Dies Mittel ist die Ordnung des Zusammenlebens. Man hat gesagt, der Mensch habe von Natur die Veranlagung zu dieser Ordnung, wie sie ja auch sonst in der Natur vorkomme, etwa bei Bienen und Ameisen Nichts ist falscher als dieser Vergleich. Das soziale Verhalten hat bei den Insekten einen völlig anderen Ursprung als bei uns. Dort ist es der angeborene Instinkt, der die Mitglieder mit eisernem Zwange zusammenhält. Von der blinden, sinnlosen, unwiderstehlichen Gewalt der Instinkte kann man sich nur schwer eine Vorstellung machen. Es gibt eine Ameisenart, die in Gruppen auf Nahrungssuche geht. Ein Tier geht voran, die anderen folgen im Gänsemarsch. Einem Tierforscher gelang es, die vorderste Ameise so zu leiten, daß sie in den Rücken der hintersten kam. Im selben Augenblick schnappte bei ihr der Instinkt ein, der besagt: hinter dem Vordermann herlaufen. So liefen nun die Tiere im Kreise, stundenlang, tagelang, und hatten sich totgelaufen — sie waren Gefangene ihres Instinkts.

Diese Insekten sind kleine Maschinchen, deren Mechanismus so abläuft, wie er aufgezogen ist. Ihr soziales Verhalten erfolgt zwangsläufig, unwillkürlich und unterschiedslos. Sie haben selbst keine Ahnung davon. In ihrem Tun liegt keine Selbstbestimmung, daher auch kein Verdienst.

Die menschliche Organisation soll der **Entwicklung** dienen. Denn der Mensch soll ja durchaus nicht bleiben, der er ist. Er soll es immer wieder anders versuchen, und so, wie wir unsere Großväter belächeln, weil sie sich mit Pferdebahn und Petroleumlampe abgeben mußten, werden unsere Enkel auch über unsere sonderbaren Einrichtungen erstaunt sein. Als einziges Geschöpf hat der Mensch freie Bahn vor sich, seine Zustände sind ihm immer nur Durchgangsstation. Er kann sich aber auf dieser Bahn nur im Zusammengehen mit anderen fortbewegen. Darum vereinigt er sich mit seinesgleichen zur Volksgemeinschaft. Erwächst ihm diese Organisation aus dem Instinkt? Nein, der Instinkt ist erstarrte Lebensgewohnheit und läßt keine Entwicklung zu. Die menschlichen Organisationen sind bewußt, freiwillig und planmäßig erschaffen, sind mühsam erarbeitet und müssen gegen Widerstände durchgesetzt werden. Denn der Mensch ist nicht restlos sozial. Er weiß von sich, er weiß von anderen und weiß vom Unterschied. Indem er dies alles weiß, tritt er in die Gemeinschaft, der er sich einordnet. Unter Ameisen gibt es keine Gemeinschaft, denn sie wissen nichts voneinander. Sie haben nur Zusammengehörigkeit. Zur Gemeinschaft aber ist **Bewußtsein** erforderlich. Indem sich Menschen bewußt werden, mit wem und wozu sie zusammen wirken, entsteht die Gemeinschaft.

Durch sein Bewußtsein ist der Mensch aber nicht nur **verantwortlich** für seine begangenen Taten, sondern auch für seine **Zukunft**. Er hat sein Leben auf ein vernünftiges Ziel einzustellen, dem er mit Anstrengung nachstreben will. Kein anderes Geschöpf hat ein Lebensziel, das Tier endigt so, wie es angefangen hat. Der Mensch aber soll am Ende seiner Tage sich Rechenschaft geben und zu der Feststellung kommen: es ist erreicht, es ist vollbracht! Hat er indessen sein Leben verpfuscht, so hat er es nicht nur selber zu büßen, sondern hat auch die Gemeinschaft eines Beitrages beraubt, auf den sie Anspruch hatte. Denn nicht nur durch, sondern **für die Gemeinschaft** sind wir da! Auf die Gemeinschaft kommt alles an, und niemals kann ja dem einzelnen dasjenige schaden, das irgendwie der Gemeinschaft nutzt. Weil alles Große und Ergreifende im Leben nur von der Gemeinschaft aus wahr gemacht werden kann, ist es immer wieder nötig, daß wir miteinander Fühlung nehmen und uns des gemeinschaftlichen Bewußtseins vergewissern. Die Gemeinschaft muß sich auf uns verlassen können wie wir uns auf sie.

Claus Schrempf.

Deutsche Kunst 1937:

Weimar und München.

Von Dr. Walther Scheidig-Weimar.

Eine Münchener Kunstausstellung war die Geburtsstätte der Weimarischen Kunstschule. Auf der Ausstellung von 1858 traf der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, auf dessen Zeichenversuchen seiner Kindheit noch die Augen Goethes geruht hatten, mit dem Maler Stanislaus Graf Kalckreuth zusammen, und hier tauchte der Gedanke zur Gründung einer Kunstschule in Weimar auf. So konkret waren die ersten Besprechungen, daß Kalckreuth noch in den Ausstellungstagen dem Senior der kleinen Weimarer Künstlerschar Friedrich Preller von seiner bevorstehenden Übersiedlung von Düsseldorf nach Weimar und den Akademieplänen des Großherzogs erzählen konnte. Auch wegen der Leitung der neuen Schule wurden sogleich Schritte unternommen; Karl Alexander hatte zunächst an Piloty gedacht, dessen Werke in der Ausstellung einen breiten Raum einnahmen und mit ihrem theatralischen Realismus blendeten. Es spricht für das gute Urteilsvermögen des Weimarischen Fürsten und seiner Berater, daß nicht ein Werk von Piloty aus dieser Ausstellung seinen Weg nach Weimar fand, sondern das „Märchen von den sieben Raben" Moritz von Schwinds, mit dem der Großherzog schon Jahre vorher bei der Ausmalunng der Wartburg gut bekannt geworden war. Die Verhandlungen mit Piloty verliefen ergebnislos, doch leistete er dem Weimarischen Fürsten, mit seinem Hinweis auf junge Künstler, die er als Lehrer für Weimar empfahl, einen guten Dienst. Mit Böcklin wurde noch während der Ausstellung Fühlung genommen, und wenig später erhielt auch Lenbach seine Berufung nach Weimar. Die Weimarer Schule selbst sollte sich weniger an die Akademien des 19. Jahrhunderts, als vielmehr an die mehr handwerklichen Malerschulen des ausgehenden Mittelalters anlehnen. Bei einem selbsterwählten Meister sollten die Schüler arbeiten und den Weg zu eigener Meisterschaft suchen, ohne den Zwang einer festgelegten Studienzeit und ohne die damals allgemein übliche Einteilung in Fachklassen.

So stellte sich die Weimarer Kunstschule mit ihren jungen Lehrern Böcklin und Lenbach, zu denen noch A. v. Ramberg als dritter Münchener kam, als ein Kind der Münchener Akademie vor. Jedoch war Weimar keineswegs lediglich eine Zweigniederlassung von München, denn die jungen Meister, die nach Weimar kamen, waren keine braven Schüler der herrschenden Genremalerei und historischen Richtung der Münchener Akademie gewesen. Böcklins Schaffen bis gegen Ende 1858 weist fast ausschließlich Landschaften und Bildnisse auf, während Lenbach, der bis dahin außer Selbstbildnissen kaum ein Porträt geschaffen hatte, im Begriff steht, die reiche Beute einer Romreise an Landschafts-, Architektur- und Figurenstudien zu verarbeiten.

Leider waren die jungen Meister nicht auf die Dauer in Weimar zu halten. Bereits nach anderthalb Jahren ging Lenbach wieder nach München zurück, und kurz darauf folgte Böcklin seiner unbändigen Italiensehnsucht unter Verzicht auf die Sicherheit des Weimarer Lehramtes. So konnten auch die Künstler keine eigene „Schule" in Weimar begründen, aber ihr Schaffen wurde doch, zusammen mit der künstlerischen Einstellung des ersten Direktors der Weimarer Akademie, Stanislaus Graf Kalckreuth, für die Weimarer Kunstschule richtungweisend. Die bildende Kunst von den leere Formeln gewordenen Lehren des Klassizismus zu befreien, weniger durch Kopieren alter Meister als durch eigenes Naturstudium neue künstlerische Impulse zu gewinnen, blieb seit Böcklin und Lenbach eines der Hauptziele der jungen Weimarischen Kunstschule.

In der Folgezeit hat noch mancher Münchener Künstler seinen Weg nach Weimar gefunden. Auch später brauchte man kein alter Mann zu sein, um an Karl Alexanders Kunstschule Lehrer zu werden. Als Fünfundzwanzigjähriger kam M. Thedy 1883 von München nach Weimar, und 31 Jahre war der Norweger Fritjof Smith alt, als er das Münchener Löfftz-Atelier mit einem Weimarer Lehrstuhl vertauschte.

Die Jahrhundertwende brachte in Weimar Neuberufungen, mit denen der Richtung auf die ausschließliche Freiluftmalerei und dem Impressionismus französischer Schulung Rechnung getragen werden sollte. Hans Olde, der 1902 Direktor in Weimar wurde, war Münchener Löfftz-Schüler gewesen, jedoch hatte später seine Malweise in Paris unter dem Einfluß von Monet eine grundsätzliche Wandlung erfahren. Fast den gleichen Weg war Ludwig von Hofmann gegangen, ehe er 1903 nach Weimar berufen wurde. Auch er hatte die Münchener Akademie mit Paris vertauscht und fand dort in den Werken von Chavannes und Besnard die Bestätigung seiner „romantischen" Neigungen. Von der Lehre der Münchener Schule war nichts mehr fühlbar, als diese Meister in Weimar unterrichteten. Und daß Fritz von Mackensen einstmals Schüler von F. A. Kaulbach und Dietz in München gewesen war, ist ohne jede Bedeutung für sein Schaffen in der Weimarer Zeit von 1908 bis 1918.

Es ist sicher kein Zufall, daß die Weimarer Schule zunächst vorwiegend junge Münchener Kräfte in Anspruch genommen hat, um dann später mit Jahrhundertbeginn solche Künstler zu wählen, die sich in Opposition zu ihrer Münchener Akademie gestellt hatten. Diese wechselnde Rolle, die München für die bildende Kunst in Weimar gespielt hat, gibt sogleich ein Bild von der allgemeinen Geltung Münchener akademischer Malerei. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein konnte die Akademie noch bedeutenden Künstlern Lehrerin sein, später glaubten die Maler, sich nur noch in Opposition zu München künstlerisch behaupten zu können.

Im neuen Deutschland hat der Führer der Hauptstadt der Bewegung in der bildenden Kunst eine bedeutsame Stellung eingeräumt, und die Jahrestagungen der deutschen Künstlerschaft in München sollen die alten Verbindungen der deutschen Landschaften in München wieder wecken und erneuern. Weimar und Thüringen wird sich dabei weniger auf die alten Bande aus dem vergangenen Jahrhundert berufen wollen, wenn es in München zu Gast ist, als vielmehr versuchen, unter jungen Künstlern neue fruchtbare Beziehungen zwischen den beiden Kulturzentren München und Weimar anzubahnen.

Worte

von Johann Gottlieb Fichte.

Der Hauptendzweck meines Lebens ist der, mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher — ich merke darin viel Eitles) sondern von Charakter-Bildung zu geben, die mir das Schicksal nur irgend erlaubt.

*

Die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft.

*

Selbst das Schweben in höheren Kreisen des Denkens spricht nicht los von der allgemeinen Verbindlichkeit, seine Zeit zu verstehen. Alles Höhere muss eingreifen wollen auf seine Weise in die unmittelbare Gegenwart, und wer wahrhaftig in jenem lebt, lebt zugleich in der letzteren.

*

Wenn ich im Dienste der Wahrheit stürbe, was täte ich dann, als das, was ich schlechthin tun müsste?

*

Geben wir der Freiheit eine Zuflucht im Innersten unserer Gedanken so lange, bis um uns herum die neue Welt emporwachse, die da Kraft habe, diese Gedanken auch äusserlich darzustellen.

*

Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unserer Sprache keinen besonderen Namen, weil sie eben ohne alles unser Wissen und Besinnung aus unserm Sein unmittelbar hervorgehen soll.

Die Frau im faszistischen Italien.

Von Louise Diehl.

Die Bewegung, die der Faszismus seit nunmehr 15 Jahren verkörpert, hat auch die Reihen der Frauen ergriffen. Sie sind nicht wie die Männer im üblichen Sinne politisch aktiv und bekleiden auch in den seltensten Fällen führende Posten im öffentlichen Leben — dennoch muß gesagt werden, daß der Faszismus eine gewaltige Umstellung des italienischen Frauenlebens mit sich gebracht hat.

Die italienische Familie schließt sich gleich einer Festung in sich selber ab, und die Frau ist die Herrin dieses Kreises. So war es von jeher, und sie ist es in gewissem Sinne auch heute noch, nur mit dem Unterschied, daß der Staat seinen Aufruf an die Frau, in ihrer Weise mitzuwirken und den nationalen Aufbau mit aller Kraft zu stützen, nicht erfolglos gerichtet hat. Die Verhältnisse gestalteten sich so, daß die Mitwirkung der Frauen z. B. während der wirtschaftlichen Sanktionen 1935/36 unerläß-

lich war. Die Versorgung der Arbeitslosen, die soziale Wohlfahrtspflege, der Schutz für das Hilfswerk „Mutter und Kind“ — diese wichtigen Aufgaben hat der Staat den Frauen übertragen, und sie entsprechen amtlich und ehrenamtlich den keineswegs leichten Forderungen, die an sie gestellt werden.

Die italienische Frau versteht es in vorbildlicher Weise, ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten zu erfüllen, und wenn es nötig ist, einen Beruf daneben zu versehen. Ich werde nie die Erzählung meiner Nachbarin auf der dichtbesetzten Tribüne der großen Imperiumsschau am 9. Mai dieses Jahres vergessen: Die 35jährige junge Frau hat während ihrer Ehe nebenbei Medizin studiert, Examen gemacht und dabei ihre drei Kinder großgezogen. Die Einnahmen ihres Mannes konnten die Familie nicht ernähren. So griff sie tapfer zu und hat es nun so weit gebracht, daß sie beim ersten Kinderarzt den halben Tag tätig ist und außerdem noch eine eigene Praxis ausübt. Die frische, tüchtige Frau versicherte mir wiederholt, daß manche ihrer Bekannten so wie sie das Leben zu meistern versuchen und ihre Leistung keineswegs eine Ausnahmeerscheinung sei.

Die Tochter aus begütertem Hause, deren Mutter als junges Mädchen nie daran gedacht hätte, einen Beruf zu ergreifen, entschließt sich heutzutage, sich als Lehrerin, als Übersetzerin oder auch in einer anderen Tätigkeit für den Fall ihrer Nichtheirat auszubilden. Die Eltern sind einverstanden und sagen: „Es ist besser so, man weiß nicht, was kommt.“ Wenn diese jungen Mädchen dann heiraten, geben sie im allgemeinen ihren Beruf sofort auf. Verschlechtern sich die Lebensverhältnisse, so nehmen sie ihn teilweise wieder auf, vorausgesetzt, daß Gatte und Kind ihr so viel Freizeit lassen. In den Volksschulen sind meistens verheiratete Frauen Lehrerinnen, die, wenn sie Mutter werden, einen langen Erholungsurlaub erhalten.

Spaziert man zur Mittagszeit oder am Spätnachmittag über den Pincio i n Rom, so begegnet einem eine solche Fülle hübscher und eleganter junger Mädchen und Frauen, daß man glauben möchte, sie alle hätten keinen Beruf und keine bindende Tätigkeit. Ohne Zweifel lebt die gutgestellte Frau in Italien behaglicher als in vielen anderen Ländern. Sie kleidet sich mit Sorgfalt und Geschmack nach der letzten Mode. Kommt man dann ins Gespräch mit der Signorina, so kann man überrascht erleben, daß sie sehr sprachgewandt, sportlich und geistig sehr geschult und tüchtig ist. Mit einem bewundernswerten Geschick versteht es die Italienerin, ähnlich wie die Amerikanerin, mehr zu leisten, als ihre elegante Erscheinung vermuten läßt.

Es widerfuhr mir jetzt in Rom die besondere Ehre, daß der Schriftstellerinnen-Verband mir einen Ehrenempfang gab. Der große Saal im Casino delle Rose war voll besetzt, und ich schaute von Tisch zu Tisch und freute mich, in diesem geistigen und künstlerischen Kreise so herzlich aufgenommen zu werden. Alle Berufe waren so ziemlich vertreten, und die meisten Damen gaben mir über ihr Schaffen ausführliche Auskunft. Viele dieser Frauen arbeiten ehrenamtlich oder privatim für sich, aber alle waren bemüht, Vollwertiges zu leisten. Viele Mitglieder des italienischen Schriftstellerinnen-Verbandes gehören auch dem dortigen Lyzeum-Club an, der mit dem deutschen immer freundschaftliche Beziehungen unterhielt.

Voll Begeisterung erzählten sie mir, daß Mussolini nach Beendigung des abessinischen Feldzugs zum ersten Mal die Frauen der Bewegung auf der Piazza Venezia versammelt und ihnen seinen Dank für ihre nationale Gesinnung und ihre praktische Beihilfe zum Ausdruck gebracht hatte Dann ließ Mussolini die Leiterinnen zu sich in den Piazza Venezia rufen und sprach mit ernster Anteilnahme von den sozialen Nöten, die mütterliche Frauen lindern, und er fügte mit weicher Stimme hinzu: „Alles, was Sie einem armen Kind tun, das tun Sie mir, denken Sie immer, ich bin dabei!“

Italiens Frauen blicken mit tiefer Verehrung auf ihren Duce, den sie auch als fürsorglichen Familienvater kennen. Sie wissen, wie sehr er während der schweren Erkrankung seiner sechsjährigen Tochter seelisch gelitten hatte. Dies väterliche Gefühl weckt das Echo im Mutterherzen. So oft ich Frauen bei ihrer Arbeit beobachtete, sei es in den Sommerkolonien oder in der sozialen Fürsorge und dann mit ihnen sprach, wurde mir stets bewußt, daß sie vieles aus Liebe und Verehrung zum Duce auf sich nahmen, aus dem Gefühl heraus, daß sie es ihm schuldig sind, Opfer zu bringen, da er alles für sein Volk auf sich nimmt.

Ein schönes Wort, das ich in Italien hörte, lautet: „Den tüchtigen Frauen dankt Anerkennung, den schönen Frauen huldigt Verehrung, den mütterlichen Frauen winkt Unsterblichkeit.“ Es entspricht dem Empfinden des italienischen Volkes.

Gravelotte.

Still liegt das Dorf. Die Leute sind auf den Feldern, nur die Gänse und Enten trotten über die Gasse, und vor den Türen dampfen die großen Misthaufen — wie einst ... die Sonne brennt auf das Mirabellenland. Aus den Tälern ragen die stumpfen, romanischen, tausendjährigen Türme der Kirchen, deren Glocken ernst und mächtig klingen. Sie läuten Mittag. Golden leuchten die Lupinenfelder zwischen grünen Wiesen wie Flicken auf einem alten Gewand. In den Gärten reift das Obst, einsam liegen die Ferme am Weg, hinter deren hohen Mauern sich unsere Soldaten 1870 verschanzten ...

Überall tauchen aus dem Grün ihrer stillen, verlassenen Parks die alten Schlösser auf, wie Märchenburgen, mit geschlossenen Fensteraugen und verrosteten Toren. Zwischen dem Pflaster ihrer Höfe sproßt das Gras, nur die Brunnen sind lebendig, und die alten Quellen sprudeln ihr klares Wasser leise murmelnd in den Trog. Geschlossen ist das Tor zu diesem Land, es ist uns wieder fremd geworden, obwohl es sich nicht verändert hat. Es verändert sich nie.

Oben, wo das breite, tragische Plateau beginnt, die einstigen Schlachtfelder von 1870, erinnern ein paar zerstreute, umgitterte Gräber, einsam und vergessen, noch an jenen Krieg. Die deutschen Kriegerdenkmäler sind alle verschwunden, nur französische stehen noch da. Und die Namen der Dörfer erinnern noch an das, was hier geschah. . . Vionville, Mars la Tour, Gravelotte, St. Privat ... Sie sehen fast noch genau so aus wie einst, Straßen, Häuser, Menschen und die Landschaft ...

In Gravelotte, wohlhabender, sauberer als damals, ist in dem bescheidenen, kleinen Häuschen, in dem einst Napoleon III. wohnte, ein Kriegsmuseum eingerichtet. Ich bin der einzige Besucher an diesem Morgen. Eine alte Schelle bimmelt, der Hüter läßt mich ein. Trophäen und Uniformen und Waffen von 1870 umgeben mich. Bayerische Raupenhelme und preußische Kürassierhelme, zwei Adler vom Monument, das einst auf der Höhe von St. Privat stand, wachen am Eingang. Eine Granate als „Sparbüchse“ für die Erhaltung der Kriegergräber steht daneben, Trommeln hängen mit geflicktem Fell da, Uniformen, mottenzernagte Mützen, Totenkopfhelme, die schwarzen Uniformen der „Brunswicker“, Trompeten, die zum Angriff bliesen und dem sterbenden Trompeter aus der Hand sanken, aufgelesen von den Schlachtfeldern, stumme Zeugen jener Zeit ... blaue Husaren und weiße Kürassiere, französische Tragbahren mit strohgestopften Kopfkissen, Sättel aus hartem Leder, mit Pferdefell bezogene Tornister ... die hohen Württemberger Infanteriehelme, Ulanentschapkas, friedlich vereint mit französischen, goldgestickten Generalképis hinter dem verstaubten Glas der Vitrinen. Hausschwalben, die sich hier eingenistet haben, flattern aufgeschreckt über den Trophäen hin und her. Sonnenverschossene Bilder hängen an den Wänden, „Schlacht bei Vionville“, bei „Mars la Tour“, Napoleon und seine schöne Eugenie im Ballkleid, ein versteinerter Soldatenbrioche unter Glas „300 Gramm pro Tag“ — Waffen, Flinten, Säbel und Bajonette. Und wieder Bilder: „Le Deserteur“, „Défense d' un Parc“, „Feldgottesdienst bei Mézières“, „Vor Paris im Schnee“ ...

Ein General läßt die Fahnen vor Metz verbrennen, ehe sie dem Feind in die Hände fallen. „Une surprise“, preußische Grenadiere umzingeln ein Haus vor Paris, aus dem Schüsse fallen ... Alle diese Bilder wirken so alt und verblichen, die Uniformen sind mottenzerfressen und bestaubt ... Und dennoch gehen diese Dinge und Bilder uns alle etwas

Mein erster Schichtgang

Die eine Nacht begrub die Jugendzeit,
die ich verschlief so ahnungslos am Saume
der Zukunft mit dem Kampf und vielem Leid. —
Der Wecker riß mich jäh aus süßem Traume.

Die Mutter reichte mir betrübt die Hand
und küßte mich so lieb mit heißen Tränen.
Dann schritt ich in das schwarze Niemandsland
durch Morgensonne goldner Lichtersträhnen.

Noch war mir fremd der Arbeit dunkle Pflicht,
noch war die Welt für mich ein schöner Garten.
In meiner kleinen Faust das Grubenlicht —
des Bergmanns Schutz auf seinen Todesfahrten —

so stand ich sinnend dann am tiefen Schacht.
Und plötzlich war mein junges Herz voll Bangen.
Die Jugendzeit versank in schwerer Nacht.
Ein dumpfer Schmerz, als hart Signale klangen,

und ich hinabfuhr in den Kohlenberg,
und raubtierhaft sich schloß das Eisengitter,
da sah ich mich — o Gott! — als kleiner Zwerg
im wilden Kampf im Stahl- und Steingewitter.

Paul Habraschka.

Dr. Andrews fand ein Dinosaurierei.

Schweden ehrt großen Asienforscher.

Der Kronprinz von Schweden hat die Vega-Medaille für Geographie dem bedeutendsten Asienforscher nach Sven Hedin, dem Amerikaner Dr. Roy Chapman Andrews überreicht.

Sven Hedin gehört zu den großen Schweden der Gegenwart und ist auf der ganzen Welt als der Asienforscher schlechthin bekannt. Es wäre jedoch ungerecht, wollte man die Verdienste des amerikanischen Gelehrten Dr. Andrews übersehen, der auf seinen Asienforschungsreisen außerordentlich wichtige wissenschaftliche Entdeckungen machte. Aus diesem Grund hat die schwedische Gesellschaft für Geographie durch die Hand des Kronprinzen dem Amerikaner die Vega-Medaille überreichen lassen, um dadurch kundzutun, daß die schwedische Wissenschaft in ihm keinen Konkurrenten Sven Hedins, sondern einen gleich tüchtigen Miterforscher der Asienprobleme erblickt.

In der Tat ist das Leben Andrews nicht minder abwechslungsreich, als das Sven Hedins. Er wurde am 26. Januar 1884 in Wisconsin geboren. Jetzt bekleidet er die Stellung eines Direktors des Naturhistorischen Museums in Newyork. Bereits mit 24 Jahren unternahm Andrews seine erste Expedition nach Alaska. 1916 und 1917 leitete er die Expedition des Naturhistorischen Museums nach Südwest-China, Tibet und Birma. Zwei Jahre später stand er an der Spitze einer neuen Expedition, die nach Nordchina, der Mongolei und Zentral-Asien führte.

Beide Forschungsreisen brachten Andrews zu der Erkenntnis, daß sich in Zentral-Asien unbegrenzte Möglichkeiten für einen Forscher böten. Als praktischer Amerikaner griff er das Problem an dem Beförderungsmittel an. Er war der erste, der das Automobil in Zentral-Asien anwandte, trotz der großen Schwierigkeiten des Geländes mit größtem Erfolg.

In seinen wissenschaftlichen Werken hat Andrews außerordentlich interessante Dinge geschildert. So traf er z. B. in Yunnan auf Eingeborene, die noch niemals einen weißen Mann gesehen hatten.

Aufschlußreiche Erlebnisse hatte Andrews bei einem Aufenthalt in einem tibetanischen Kloster. Als er sich mit dem Rasiermesser über den eingeseiften Bart fuhr, fielen die Zuschauer vor Schreck zu Boden. Der Gebrauch eines Gebisses machte ihn in ihren Augen vollends zu einem mächtigen Zauberer. 1923 glückte Andrews in der Wüste Gobi der Fund eines Dinosauriereies, und 1928 entdeckte er einen Mastodont-Kiefer, einen der besterhaltenen Gebeinreste von vorhistorischen Tieren. Seine größte wissenschaftliche Entdeckung besteht in der Feststellung, daß bereits vor 20 000 Jahren Zentral-Asien besiedelt gewesen ist.

Die Gespenster im Waldhäuschen ...

Eine Ferienerzählung.

Gerda und Hertha saßen auf den Pritschen in ihrer Kammer und lachten vergnügt. Der Sommerwind blies durch das breite niedrige Fensterchen, blähte die bunten Gardinen und trieb einen Geruch von Kuhstall und Heu herein. Die beiden dickköpfigen, dunkelroten Rosen, die die Bäuerin auf den Tisch gestellt hatte, ließen in der warmen Luft langsam Blatt um Blatt fallen.

„Siehst du, das ganze Paket hätten wir uns sparen können! Ich habe mir ja gleich gedacht, daß wir es nicht nötig hätten, uns damit zu schleppen, aber du glaubtest ja, du könntest es hier vor Langerweile nicht aushalten ...“ sagte Hertha und blickte auf den Stapel verstaubter Geschichten- und Märchenbücher, die Gerda vom Tisch fort in den Koffer räumte.

„Na ja, aber ich habe doch nicht geahnt, daß es hier so nett wird. Und du selbst warst auch nicht entzückt, als die Eltern uns erklärten, es sei auch nicht ein Pfennig für eine Wanderfahrt da und wir müßten endlich mal der Einladung unseres alten Kindermädchens Anna folgen, die wir nun schon acht Jahre nicht gesehen haben. Übrigens hat Mutter mir gesagt, daß Anna damals auch nicht gerade gern aufs Land ging, als sie den Bauern hier heiratete. Und nun würde sie nie mehr in die Stadt ziehen, sagt sie ...“

Die beiden Zwillinge versetzten dem Köfferchen, in dem die Bücher verschwunden waren, einen Stoß, daß er sich wieder unter das Bett zur Ruhe begab, faßten sich bei der Hand und liefen singend die Treppe hinunter. Unten auf der Diele saßen schon Bauer und Bäuerin bei Tisch, Knecht und Magd dabei. Aus der großen Schüssel dampfte die Grütze. Man nickte sich einen „Guten Morgen“ zu und aß dann schweigend. Heute sollte das letzte Heu hereingebracht werden. Gerda und Hertha waren sonst immer mit Feuereifer dabei gewesen. Diesmal aber erklärte die Bäuerin, es sei viel zu heiß, die Kinder sollten lieber in den schattigen Wald gehen, Pilze oder Blaubeeren suchen. Gerda goß mit Schwung einen Strahl kalter Milch auf ihre heiße Gr[illegible] und fragte:

„Können wir nicht wenigstens abends hinauskommen und auf dem Wagen mit heimfahren?“ Ja, das wurde erlaubt. Dann stand man auf; Bauer, Bäuerin und Knecht machten sich zum Heuen fertig, die Magd ging in die Küche, und die beiden Kinder griffen zu den Spankörben. Bald lag der Hof ruhig da. Gerda und Hertha wanderten den Hang hinauf, dem Walde zu, der sie bald mit kühlem Schatten aufnahm. Gerda widmete sich den Pilzen, Hertha den Blaubeeren; es gab reiche Ernte, so daß die Körbe bald gefüllt waren. Nun schien auch hier die Sonne schon heiß durch die Buchenzweige, und die beiden Mädel beschlossen, eine Ruhepause einzulegen. Als sie sich nach einem geeigneten Plätzchen umsahen, entdeckten sie plötzlich ein kleines Holzhaus, das mit blinden Fenstern in das Waldesdunkel blickte. Vorsichtig näherten sich die Kinder. Die Tür war fest verschlossen, Moos in den Fugen gewachsen, es hatte wohl schon lange niemand in dem Häuschen gewohnt. Aber als sie um das Gebäude herumgingen, bemerkten sie, daß eines der Fenster zerbrochen war. Der Sturm hatte wohl einen Ast von der großen daneben stehenden Buche gebrochen und ihn gegen die Scheiben geworfen. Die beiden zogen ihn heraus und konnten dann der Versuchung nicht widerstehen, in das einsame Haus einzusteigen.

Dicht lag der Staub auf den einfachen Holzmöbeln. Regen, der durch das schadhafte Dach herabgelaufen war, hatte, durch die Decke tropfend, die Tischplatte aufplatzen lassen. Die Mädchen hielten sich fest bei den Händen, als sie, auf den Zehenspitzen gehend, die beiden Wohnräume und die Küche besichtigten. Dann sahen sie die kleine Wendeltreppe. Sie sahen sich fragend an, und dann schlichen sie die schmalen, knarrenden Stufen hinauf. Oben gab es nur ein Stübchen, alles andere war freier Bodenraum. Als sie in das Zimmer traten, bemerkten sie dicht an der Tür einen Tisch und darauf in einem ledernen Futteral eine Gitarre oder eine Laute. Sie gingen daran vorbei zu der schmalen Außenwand, in der ein spinnwebverhängtes Fenster war, und freuten sich gerade an der Pracht der vollbelaubten Buche draußen, als ein paar feine, klingende Töne sie aufhorchen ließen. Was war das ...?

Die beiden Mädel standen wie erstarrt. Dann wiederholte sich das Geräusch. Nun merkten sie, woher es kam — die Gitarre spielte in ihrem Futteral. Das war Hexerei am hellen Mittag! Eine unzusammenhängende Melodie wie von einer beschädigten Spieluhr, unruhige Töne, dann lange Pausen. Die beiden drängten sich aneinander und suchten mit den Augen einen Weg, um fortzukommen, fort aus der Nähe dieses gespenstischen Spielwerks, dieser von selbst spielenden Gitarre. Und ihnen fielen die gruseligen Geschichten ein von dem Hexenhaus, wo die Geräte sprechen konnten und der Hexe Bericht über alles gaben, was sich in ihrer Abwesenheit zutrug. Ja, da standen sie und fanden keinen Ausweg. Wenn sie zur Tür wollten, mußten sie an der unheimlichen Gitarre vorbei. Um keinen Preis! Aber das Fenster! Mit Mühe und Not, ängstlich zitternd, wenn die dünnen Töne von neuem erklangen, brachen sie endlich das verquollene Fenster auf, kletterten aufs Dach, schwangen sich in die Buche, ließen sich nicht ganz unbeschädigt an dem glatten Stamm hinabgleiten, rafften ihre Körbe auf und rannten, so schnell die Beine sie trugen, zum Bauernhof, wo sie der Magd atemlos die Geschichte von den Gespenstern im Waldhäuschen vortrugen.

Offenen Mundes hörte die Magd die Geschichte an. Und als sie abends aufs Feld gingen, um das Heu einfahren zu helfen, da wurde die Begebenheit nochmals ausführlich berichtet. Ja, das Haus kannte man. Der Besitzer war vor Jahren darin gestorben, ein wunderlicher alter Mann. Aber an Gespenster glaubten darum der Bauer und auch die Anna nicht. Aber sie versprachen den Zwillingen, am nächsten Tag, einem Sonntag, mit ihnen das Wunder zu untersuchen.

Ja, da lag die Gitarre. Und auch die Töne ließen sich hören. Aber als der Bauer dann mit schneller Hand zugriff, das Futteral herabriß und schüttelte — da klärte sich das Wunder auf: eine ganze Kinderstube von kleinen Waldmäusen sprang heraus und flüchtete in die zahlreichen Fugen und Ritzen des Fußbodens, während ein erlösendes Gelächter ertönte.
